

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Es git kei Liebgott, der Vater het's gseit!
Autor: Stuker, Lena / Glur, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Therese Keller sei von Beruf Kindergärtnerin gewesen, habe vor etwa zehn Jahren ihre besondere Begabung entdeckt und auf Beruf, Fixum und Pension verzichtet, um ganz ihrer Kunst zu leben. Und nun zieht sie in der Welt, will sagen in der Schweiz herum mit ihren selbsterdachten und selbstgeformten Bühnendekorationen und Figuren und spielt Kasperlitheater vor den Schülern. — Es war mir vergönnt — und ich zähle es nicht zum Kleinsten an dem freudereichen Tag —, die Künstlerin-Regisseurin von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie saß in der Bahnhofhalle Aarau, ein wenig «abgespielt» und müde, ruhig, fast wortkarg, sehr sympathisch auch in ihrem Äußern. Kaum daß sie auf meine eigenen Kasperli-Erlebnisse in Splügen reagierte. Vielleicht war sie in Gedanken schon bei ihrer nächsten Vorstellung. Wir wünschen der jungen, so begabten, tapferen Künstlerin überall vollen Erfolg!

Hedwig Kleiner

«Es git kei Liebgott, der Vater het's gseit!»

(Siehe die Nummern 1/1959 und 8/1960)

Eine Bernerin schreibt:

Als ich im vergangenen Herbst den Artikel von Elisabeth Müller las, war ich sehr beglückt und froh, daß in unserer Zeitung auch einmal eine solche Frage zur Sprache kam. Und deshalb tut es mir leid, diesen feinsinnigen Artikel von Liselotte Traber mißverstanden zu sehen.

Vorerst möchte ich sagen, daß am Schluß von Art. 1 unseres bernischen Primarschulgesetzes folgender Passus steht: «Die Erziehung in der Schule soll dazu beitragen, die Ehrfurcht vor Gott und in christlichem Sinne den Willen zu gewissenhaftem Handeln gegenüber dem Mitmenschen zu wecken.» Und als erstes obligatorisches Fach ist da angeführt: «Christliche Religion auf der Grundlage der biblischen Geschichte.» — Ich weiß, daß es Kolleginnen und Kollegen gibt, die hier ausweichen, oft ausweichen müssen, weil sie selber keine Beziehung zur Bibel haben. Wie gut erinnere ich mich an die ersten Jahre meines Schulehaltens an einer Gesamtschule, daß auch ich auswich, und zwar den Wundern Jesu, solange, bis ich dazu innerlich reif geworden war und erkannte, wie armselig unser Leben wäre, wollte man alles nur mit dem Verstand bewältigen.

Für alle aber, die täglich um Vertiefung ihres Glaubens ringen, ist es eine große Freude, mit den Kindern die biblischen Geschichten zu erleben. Nie ist die Klasse so gesammelt und so zutiefst «anzurühren» wie während des Erzählens dieser Geschichten. Und wie manches Kind, das vielleicht leistungsmäßig schwach ist, lebt da mit ganzem Herzen mit, wenn es uns geschenkt wird, in einfachen, lebensnahen Worten zu erzählen. Es ist ja soviel Unruhe um die Kinder und in der Welt soviel Angst, die sie spüren, so daß es wie eine Erlösung für sie ist, in diesen Stunden etwas Starkes, Feststehendes zu fühlen, und von einer Güte zu erfahren, die seit Bestehen der Welt, über allem Wirrwarr, den die Menschen anrichten, stand.

Eines muß ich auch noch sagen: Dürfte ich meinem Glauben nicht mehr Ausdruck geben, könnte ich keine Stunde mehr in der Schulstube stehen; denn diese Glaubensgrundlage fließt in jede Schulstunde, wenn auch meist ohne direkte Worte, sondern mehr durch meine ganze Haltung.

Und nun zum Artikel von L. Traber. Schon ihr zweiter Abschnitt ist irreführend, weil sie vereinfacht und nicht genau zitiert: «... damit er doch zu Gott geführt werde». Das steht ganz anders bei Elisabeth Müller und hat damit nicht den engen, scheinbar frömmlichen, bekehrungshaften Sinn.

Wer Elisabeth Müller und ihre Bücher kennt, der weiß, daß sie ein behutsamer, fein empfindender Mensch ist, in dessen Liebe eben gerade ein solcher Fritz mit seiner Not Platz hat, und daß sie die Letzte wäre, die unduldsam ein solches Kind zurückweisen oder vor der Klasse bloßstellen würde. Eben darum war sie fürs erste froh über Peters Antwort. (Kinder antworten doch oft so ungeschminkt und sie nehmen es meist merkwürdig gut voneinander an.) Die Lehrerin hätte Fritz keine Antwort geben dürfen; denn sie wollte weder Fritz noch dessen Vater verletzen und hat sicher dann einen Weg gesucht, dem guten Buben aus seiner Not herauszuhelfen. Wir können jedes Kind als Persönlichkeit achten, und doch haben wir die Pflicht, Wege wahren Menschentums zu weisen. Wo ist dies aber klarer gefordert als im Neuen Testament?

Die «christliche Schule», wie L. Traber etikettiert, muß auch alle Fragen erwägen, die durch einen solchen Fritz aufgerollt werden, und auch sie «... gibt jedem Raum, auf seine Art den rechten Weg zu finden». Denn der tiefste Sinn des Christentums ist die Menschenliebe und daraus fließend das Helfenwollen. Elisabeth Müller hat sich sicher auch gefragt, was wohl Fritzens Vater dahin brachte, seinem Nicht-glauben-können vor den Kindern Ausdruck zu geben.

Der Ausspruch Fritzens: «Es git kei Liebgott, der Vater het's gseit», ist von Elisabeth Müller gar nicht als «Gotteslästerung» hingestellt worden, sondern als Not; sie schreibt ja: «... ein bedrängter Knabe». Gerade das Wesen wahren Christentums ist Toleranz. Christus sagt nie: «Du sollst» oder «Du sollst nicht», er verhiess: «Selig sind ...» und wies so den Weg, den jedes die Freiheit hat zu gehen oder nicht. Ist jemand wahrhaft Christ, dann wird er auch gewähren lassen, weil er weiß, daß nichts erzwungen werden kann und daß alles Tiefe und Wertvolle Zeit haben muß, zu werden und zu wachsen. Eben darum schrieb Elisabeth Müller von Peters Antwort: «... ich hätte sie nicht einmal geben dürfen».

Eines frage ich mich: Hat L. Traber je ein Buch von Elisabeth Müller gelesen? Wie weitherzig sind diese Geschichten! Man spürt: In der Liebe dieser Schriftstellerin hat alles Platz, auch das Verkehrteste, sonst könnte sie sich nicht so tief und warm in alle diese verschiedenen Menschen hineindenken. Und diesem reichen Menschen wagt L. Traber zu sagen: «Elisabeth Müller rang nach einer Antwort und fand keine. Weshalb? War es nicht das Bewußtsein, daß dieser Knabe in seiner Verzweiflung einer ganz besonderen Liebe und besonderem Verständnis bedurft hätte? Die wahre Liebe zu Gott geht doch wohl nur durch die wahre Liebe zum Mitmenschen usw., usw.» Ich habe das Umgekehrte erfahren: Die wahre Liebe zum Mitmenschen kommt aus der wahren Liebe zu Gott!

Zu gestehen, daß man im Moment, um nicht zurückzustößen und zu verletzen, keine Antwort weiß, ist wohl größer als das, was L. Traber in bezug auf ihren katholischen Schüler schreibt: «Ich hütete mich wohl, ihm ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das er doch nicht verstanden hätte, versuchte ihm aber immer wieder klar zu machen, daß es ganz gleichgültig sei, was man glaube, wenn man nur recht tue.» L. Traber fährt weiter: «Reden und schreiben wir heutzutage nicht wieder gar zu gern und zu viel vom Glauben?» O nein, wir können uns nie zu viel mit diesen letzten Werten auseinandersetzen!

Was wird heute alles über unsere jungen Menschen geschrieben und gesprochen. Tadelnd, ablehnend, abschätzig! Es ist wahr, viele stecken in großer innerer Not, wissen keinen Weg, haben keinen Halt. Woher kommt das? Da hat doch die ältere Generation versagt, weil sie aus lauter Toleranz und falsch verstandenem Gewährenlassen nicht mehr wagte, Wege zu zeigen und vorzuleben, Wege des Glaubens! Wählen müssen sie ja selbst, unsere Jungen, aber wie sollen sie wählen, wenn sie nur eines kennen: die laute, unsichere, bedrohte Welt. Und weil die Eltern so lau geworden sind, müßte doch die Schule den Kindern erzählen und sie erleben lassen, was ihnen vorenthalten wird, auf daß sie einmal ihren Weg wählen *können*. Früheste Kindheitserlebnisse wirken nach und sind gerade in den Entwicklungsjahren von allergrößter Bedeutung. Darum auch mußte ein junger Mensch schreiben: «Und wir machen Radau, daß wir nicht weinen müssen — nach all den Dingen, die ihr uns nicht gelehrt habt.»

Und noch eines: Was hat der Westen dem Kommunismus entgegenzustellen, wenn nicht alle jene Werte, die aus dem Christentum geflossen sind und unsere Ethik bestimmen? Entweder kämpfen wir für alle diese Werte, oder wir sind eben — tolerant — und lassen uns mitsamt unserer Toleranz vom Kommunismus aufessen.

Pestalozzi wird zum Schluß auch noch zitiert, und in diesem Zusammenhang ganz falsch. Man lese im zweiten Band von Gotthelfs «Schulmeister» die Kapitel 21 und 29, dann versteht man, welche «Maulreligion» gemeint ist. Kein Mensch läßt heute so sinn- und beziehungslos «Religion» plappern. Und ganz zuletzt hätte dies Elisabeth Müller getan. Sie *lebte* stets ihren Glauben: in ihren Büchern, in ihrer Schule und in ihrem Alltag. Sie sei gesegnet dafür!

Lena Stuker

Aus Zürich erhielten wir die folgende Zuschrift:

Wir gehen wohl alle mit Pestalozzi einig, wenn er uns aufruft, der bloßen «Maulreligion» in unseren Schulen das Wort zu verbieten. Aber wer von uns im Glauben die Kraft und den Sinn seines Lebens gefunden hat, der trägt eine solche Freude in sich, daß sein Herz nach dem bekannten Sprichwort überfließt und er davon zu seinen Schülern reden *muß*, wenn auch sehr scheu und sparsam, so wie man mit kostbaren Dingen behutsam umgeht.

Ich verstehe allerdings Liselotte Traber mehr als gut, wenn sie Angst hat vor dem Reden über Gott. Mich dauern deshalb oft die Pfarrer, die immer wieder mit den gleichen abgegriffenen Worten über das Größte sprechen müssen und von denen Unzählige glauben, daß sie eben so — eben so fromm — reden müßten, schließlich seien sie ja dafür bezahlt. Aber es ist doch wohl so, daß man zum Kern, zur köstlichen Frucht nur durch die Schale hindurch gelangen kann, und daß auch zum Verständnis der göttlichen Dinge ein Wissen und damit ein Hineingeführtwerden gehört. Sicher bleibt stets die Hauptsache, daß unsere Schüler bewußt oder unbewußt spüren, daß wir aus einer tieferen Kraft, Zielgerichtetheit und Geborgenheit heraus *leben*, aber anderseits muß ihnen gesagt werden, was es ist um diese verborgene Wirklichkeit, die zum Mittelpunkt unseres Lebens geworden ist.

Wenn ich angesichts der heutigen Weltlage für meine Schüler nicht mit Gott und seiner Allmacht rechnen könnte, wäre mir jedes Tun gelähmt; denn dann müßte ich für sie verzweifeln. Mit «Recht tun» allein haben heute die wenigsten Menschen genug zum Leben und zum Sterben. Unsere Kinder brauchen eine Geborgenheit und

Zuflucht für vielleicht schwerste Tage. Darf ich ihnen das Wissen um diesen Ort vorenthalten, nur deshalb, weil die Schule im Kanton Zürich konfessionell neutral sein soll? (Es wäre übrigens eine sehr einseitige Auffassung, wenn wir den Begriff «konfessionelle Neutralität» nur einschränkend auffassen würden; denn sie gibt jeder Persönlichkeit die Freiheit, in höchster Verantwortung ihre Pflicht zu tun.) Sicher nicht; denn die Kindheit ist die Zeit, da das religiöse Bedürfnis zu wachsen vermag und da das Innere auch mit religiösen Begriffen und Bildern ausgefüllt werden muß, da ja der erwachsene Mensch viel schwerer den Zugang zum Glauben findet. Vielleicht genügt dazu schon weitgehend der tägliche Unterrichtsbeginn mit einem gut verständlichen Gebet, das, reihum gesprochen, den Kindern zum Notwendigen wird und das von vielen auch abends, beim zu Bette gehen, gebetet wird. Seitdem ich beim Sterben eines Bekannten erfahren habe, wie dieser verzweifelt nach einem Trost und einer Hand suchte, die ihm durch das dunkle Tor hülfe, und wie er dann Ruhe finden durfte, als er immer und immer wieder sein einstiges Schulgebet vor sich hinflüsterte, seitdem ist mir der Wert dieses Gebetes auch für unsere heutigen Schüler neu bestätigt worden. Sicher weiß ich um seine Einförmigkeit; aber oft bin ich beinahe froh, wenn ein Kind offensichtlich unaufmerksam ist dabei, kann ich doch dann ruhig sagen: «Es ist schade, wir können heute nicht beten; denn Hanni hat vergessen, daß es vor Gott steht, der uns alle genau sieht.»

Daß man also eigene Gotteserfahrung einer Klasse vorenthalten sollte, weil darin Schüler von ungläubigen Eltern sein könnten, das wäre meines Erachtens ein Unrecht. Und ohnehin wird früher oder später des Kindes Glaube an die Unfehlbarkeit der Eltern erschüttert, das wissen wir alle. Zudem hat Liselotte Traber sicher jenem katholischen Knaben nicht nach dem Willen seines Vaters geantwortet; denn ein guter Katholik und seine Kirche geben sich nicht zufrieden mit der Auskunft, daß es «gleichgültig sei, was man glaube, wenn man nur recht tue»; schließlich können zum Beispiel auch die bei uns sich so vermehrenden Mohammedaner mehr als recht tun.

Um der «Gottesliebe» willen hat noch kein wirklich gläubiger Mensch «suchende, zweifelnde und andersseinmüssende Mitmenschen zurückgestoßen»; denn der Kernpunkt der christlichen Lehre ist doch enthalten in dem unauflöslichen Doppelgebot, den Nächsten wie Gott und sich selber zu lieben.

Ruth Glur

Wir würden uns freuen, noch weitere Diskussionsbeiträge zu erhalten, die in der August-Nummer erscheinen werden.

IM LEHRERINNENHEIME, DA IST ES FEIN

*Die Berge sehen zu den Fenstern hinein;
Der Rasen ist grün,
Die Bäume rauschen,
Die Blumen duften, sie berauschen.
Die Damen wandeln zu zweit, zu dritt,*

*Sie sitzen auf Bänken
Und haben viel Ernstes zu bedenken.
Was haben die Damen so ernst zu denken? –
Sie bitten Gott: «Erhalte unser liebes Heim
Und segne alle, die da gehen aus und ein.»*

Bern, den 21. Mai 1960

Eine Insassin des Heimes
Ungenannt